

Als er im August 1914 zurückkehrte, tauchte bei ihm der Gedanke des gewaltfreien Widerstandes auf. Er erlebte mit Anteilnahme Gandhis Kampf gegen die Entrechtung seiner Landsleute in Südafrika. „Der Gedanke des Nicht-Widerstehens ist vielleicht besser“, schreibt Ceresole: „Ihr empört euch über den Krieg. Habt ihr euch über die täglichen Ungerechtigkeiten empört, die ihn nicht nur notwendig, sondern manchmal sogar wünschenswert machten? Nicht der Krieg ist schrecklich, sondern der Mangel an Eintracht, den er aufzeigt.“

Er schreibt: „Längst hätte das Christentum triumphiert, wenn es nicht das Hauptanliegen der Christen wäre, das Christentum zu ersticken. Längst hätte der Sozialismus triumphiert, wenn die Sozialisten nicht alle Kapitalisten in spe wären. Längst hätte die Gerechtigkeit triumphiert, wenn nicht die, welche sie fordern, sich beeilten, sie zu ersticken, sobald sie sich gegen sie selbst wendet.“

Überraschend ist, dass er sich weniger über den Krieg an sich entsetzt, als über die Verlogenheit, die hinter diesem steht und über die Kirchen, die ihn hinnahmen. 1915 erlebt Ceresole, dass ein junger Lehrer aus seinem Heimatkanton, der aus Glaubens- und Gewissensgründen den Militärdienst verweigerte, psychiatrisch untersucht und dann zu vier Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Ceresole ist tief beeindruckt. 1916 beschließt auch er, den Wehrdienst zu verweigern.

Als 1917 ein anderer Militärdienstverweigerer zu vier Monaten Gefängnis verurteilt wird, bittet Ceresole den Pfarrer der französischen Kirche in Zürich nach dem Gottesdienst von der Kanzel eine Erklärung für die Gemeinde verlesen zu dürfen. Unter andern sagte er, dass in der Kirche zwei große Lügen herrschten, die der Militär-Christen und die der Geld-Christen. Beides könnten sehr rechtschaffene Leute sein, aber sie sollten sich nicht mehr Christen nennen. Er forderte den Pfarrer auf, sich der Militärdienst- und der Militärsteuerverweigerung anzuschließen, sonst sei er als Pfarrer nur ein Feigling und Lügner. Ähnlich provokativ muss George Fox Jahrhunderte seinerzeit gewirkt haben.

1919 kommt Pierre Ceresole in Beziehung zu einem internationalen Kreis von Gesinnungsfreunden und nimmt an der ersten internationalen Zusammenkunft des Versöhnungsbundes teil. Dort begegnen ihm auch erstmals Quäker, „deren religiöse Haltung und aktiver Pazifismus ihn in der Folge immer mehr anzogen.“

Auf einer zweiten Versammlung des Versöhnungsbundes begegnet er einem jungen Deutschen, der meint: „Wir haben nun genug geredet, es ist Zeit, etwas zu tun.“ Sein Bruder habe an den Verwüstungen in Frankreich teilgenommen, er wolle dagegen etwas für den Wiederaufbau tun. „An diesem Abend wurde der Internationale Zivildienst geboren“, schrieb der Quäker Hubert Parris. „Die Ideen Pierres und meine praktischen Erfahrungen vereinigten sich und gewannen eine neue Bedeutung.“ Vorbild war für Ceresole die praktische Hilfs- und Wiederaufbauarbeit der Quäker. „Wann werden wir den ersten Mann zu einem praktischen Dienst für andere aussenden?“ schrieb er 1920.

In unserer Zeit wurde dieser Wunsch in anderer Form angegangen, u. a. durch den „Ökumenischen Friedensdienst für Palästina und Israel“ und den umfassenden „Zivilen Friedensdienst“ (ZFD), ein Vorhaben öffentlich-privater Partnerschaft, in dem sich Freundinnen und Freunde stark engagiert haben.

Im vom Krieg schwer heimgesuchten Verdun kam es im November 1920 zu einem ersten Diensteseinsatz. Die Tatsache, dass auch Deutsche an diesem Dienst in Verdun teilnahmen, erregte Widerstand in Frankreich und die Arbeit musste nach fünf Monaten abgebrochen werden.

In einer anderen Darstellung heißt es: „Unterdessen (1937) hatte ihn die ‚Gesellschaft der Freunde‘ in ihrem Kreis willkommen geheißen. Pierre kennt keine Gemeinschaft, mit der er sich so verbunden weiß und fühlt, wenn auch seine religiöse Überzeugung in manchen Stücken abweicht von der Überzeugung der meisten unter ihnen.“

Die Zeitschrift ‚Der Quäker‘ vom März 1951 geht auf Pierre Ceresole und den SCI ein und nennt mit der „Nothelfergemeinschaft der Freunde“ und dem amerikanischen Quäker-Hilfsdienst (AFSC) weitere Organisationen, die damals Arbeitslager organisierten.

Als ich erstmals an einem Arbeitslager teilnahm, wusste ich wenig über Ceresole und auch von seiner Verbindung zu den Quäkern erfuhr ich erst viel später. Die Teilnahme an solchen Arbeitslagern eröffneten mir jedoch ganz neue Möglichkeiten, auch die, ins Ausland gehen zu können.

Ich war nie Juden begegnet und wollte daher nach Ende meiner Schulzeit 1960 mehr über sie erfahren, in Gesprächen mehr Einsicht in das zu bekommen, was in Deutschland bis 1945 passiert war und ihren neu gegründeten Staat Israel kennenlernen. Neben dem Kennenlernen von Freiwilligen verschiedener Länder waren in Israel die Begegnungen mit meist deutschen Juden für

mich interessant, auch von solchen meiner Generation. Eine damals entstandene Freundschaft hat über Jahrzehnte gehalten. Über sie bekam und bekomme ich auch immer mal wieder die Empfindlichkeit zu spüren, die vonseiten vieler Juden auch meiner Generation gegenüber Deutschland und der deutschen Geschichte bestand und weiter besteht.

Ziel unseres mehrwöchigen Dienstes in Israel war, eine Straße zu einem Dorf bauen, in dem arabische Flüchtlinge wohnten, die, wie zigtausend andere, aus Angst nicht in ihrem Dorf waren, als dieses 1948/9 von der israelischen Armee besetzt wurde, und dadurch aufgrund des israelischen Absentee Property Law von 1950 ihr Heimatrecht in dem Dorf verloren hatten. Von dort, wo sie jetzt wohnten, konnten sie ihr altes Dorf sehen, aber weder zurückkehren noch es auch nur einmal besuchen. Durch die Straße, die wir bauten, wurde das Dorf an den öffentlichen Verkehr angeschlossen. Jahre

später war es mir eine große Genugtuung zu sehen, dass von Akko aus tatsächlich Busse zu diesem Dorf verkehrten. Im Nachhinein hat der Bau einer Verbindung zwischen dem arabischen Dorf und



Die Arbeit an unserer ‚Straße der Verständigung‘.

der israelischen Welt einen wichtigen symbolischen Gehalt für mich gewonnen. Eine israelische Zeitung schrieb einen langen Artikel über unser Lager mit der Überschrift „Paving a Road to Understanding“ - eine Straße zur Verständigung bauen. Mein Bemühen, beide Seiten zu begreifen, hält noch heute an.

Erst im vergangenen Jahr las ich in einer Biographie von Joseph Abileah, der mit uns im Lager in Israel arbeitete, dass die Arbeit - schwere Felsbrocken zu tragen, mit Vorschlaghämmern zu zertrümmern und sie als Untergrund der Straße zu schichten - auf die Dauer bei hochsommerlichen Temperaturen zu schwer für uns Freiwillige gewesen sei und wir daher nach zwei Wochen stattdessen begannen, das dortige Dorfgemeinschaftshaus auszumalen und Fliesen zu legen. Er bedauerte aber vor allem, dass das Ziel, die Menschen in dem Dorf zur Mitarbeit zu bewegen, nicht erreicht wurde.

In unserer Gruppe arbeiteten neben Freiwilligen aus mehreren europäischen Ländern Palästinenser und junge und ältere Israelis zusammen. So war mein erster Eindruck, was Israelis und Palästinenser betrifft, nicht der des typischen Israel-Touristen, sondern ausgewogener. Die persönlichen Kontakte sowohl mit Israelis als auch mit in Israel wohnenden Arabern setzte ich in den folgenden Jahren fort. Motto des Lagers war vor allem das miteinander Arbeiten, aber mein Tagebuch von damals zeigt auch, wie uns die Probleme des Zusammenlebens von Juden und Arabern in Israel beschäftigten, zwei Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen Rechten.

1962 bewarb ich mich für einen Dienst im Libanon, da mich jetzt neben dem Interesse an der deutsch-jüdischen Vergangenheit die Realität im Nahen Osten zu interessieren begann. Ich wollte ‚die andere Seite‘ kennenlernen. Dort aber über die Nahost-Problematik zu sprechen, war sehr viel schwieriger als in Israel. Meine Position in den Bergen des Libanon wurde sogar kritisch, als ich zu erkennen gab, dass ich in Israel gewesen war und versuchen wollte, beide Seiten zu verstehen. Eine Vermittlerrolle - selbst in diesem privaten Rahmen - war schwierig, und daran hat sich bis heute nicht viel geändert, außer bei jenen, die aktiv für den Frieden in Nahost arbeiten. Ein Freund in Israel meinte einmal: ‚Ihr helft unsern schlimmsten Feinden‘. Was meinte er? Die von der Quäker-Hilfe unterstützten Projekte für palästinensische Kinder in Gaza? Die Betreuung von alten jüdischen Menschen in Jerusalem? Oder Utes Dienst 2002 in Bethlehem? Ich bin nie über diese Bemerkung hinweggekommen.

Hatten wir in Israel die Straße zu jenem Ort mit Flüchtlingen gebaut, war es unsere Aufgabe im Libanon, beim Bau eines Dorfgemeinschaftshauses hoch in den Bergen zu helfen. Einer der teilnehmenden Palästinenser kam aus Ramallah, das 1962 noch zu Jordanien gehörte. Er wusste, dass ich den Quäkern nahe stand und lud mich in seinem Wohnort Ramallah ein, an einer Andacht der Quäker teilzunehmen.

Jahre später besuchte ich im Auftrag der Quäker-Hilfe die Region erneut, um die Kindergartenprojekte in Ramallah und Gaza kennen zu lernen. Vieles hatte



Idealbild des Dorfgemeinschaftshauses im Libanon.

sich durch den Krieg von 1967 verändert. 1984 besuchte ich im Auftrag der Europäischen Sektion mit dem europäischen Sekretär Franco Perna auch den Libanon erneut. Wir besuchten die dort lebenden Quäker, besuchten auch die Quäkerschule in Brummana, erlebte ein völlig zerstörtes Beirut, das sich vom zehnjährigen „Bergkrieg“ zu erholen begann. Daher konnte ich leider nicht unser Projekt in den Bergen besuchen, um zu sehen, was daraus geworden war.

Ich arbeitete dann mehrere Jahre während meines Studiums im Vorstand des SCI, vertrat ihn mehrmals auf internationalen Treffen bei Paris und war 1963 bis 1964 direkt an der Planung eines ersten internationalen Arbeitslagers in der DDR beteiligt. Dazu waren Abstimmungen mit dem Ministerium für Familien- und Jugendfragen in Bonn und der Deutschen Botschaft in London erforderlich. Die Verantwortung lag bei der Europäischen Sekretärin in London, die ich zweimal zu Gesprächen mit der FDJ nach Ostberlin begleitete. Für mich war es eine erste Erfahrung im Umgang mit dieser staatlichen kommunistischen Jugend-Organisation im geteilten Deutschland, nach dem Mauerbau und mitten im Kalten Krieg. Nach längeren Verhandlungen über ein solches Lager wurde uns ein schon vorgefertigter Vertragstext vorgelegt, der aber nicht unsere Gesprächsergebnisse enthielt. Wir bestanden erfolgreich auf deren Einbeziehung. Es gab auch eine andere denkwürdige Erfahrung: Unsere Tagesvisa wurden durch einen FDJ-Mitarbeiter formlos in ein Dauervisum umgewandelt, wobei dann sowohl ein falsches Eintritts-Datum als auch ein falscher Grenzübergang eingetragen wurde, um uns eine Übernachtung in Ostberlin zu ermöglichen.

Die Organisation eines solchen Lagers war im Internationalen Zivildienst umstritten, auch, weil nur Westeuropäer und keine Westdeutschen teilnehmen durften. Erwähnen möchte ich noch, dass unser Freund Heinrich Carstens vor meiner aktiven Zeit langjähriger Vorsitzender des Deutschen Zweiges des SCI war.

5) Mein Engagement in Politik und Schule

Ute und ich hatten inzwischen eine Familie gegründet und so zeigt dieses und das nächste Kapitel meines Lebensweges mein Engagement zu Hause, häufig im Widerstreit mit meinen Aufgaben in der Familie. Unser Zuhause war aber auch Ausgangspunkt für viele andere Aktivitäten.

Meine Eltern haben mich nach ihren negativen Erfahrungen mit der Politik in den 30er Jahren sicher nicht ermutigt, mich einer Partei anzuschließen oder gar mich in der Politik zu engagieren, auch wenn sie wohl immer eben

jene Partei wählten, der ich mich dann 14 Jahre lang auf kommunalen Ebene als Ratsmitglied zur Verfügung stellte. Lange hatte ich vor diesem Schritt gezögert, da ich Staatsbürgerkunde unterrichtete und dieses in neutraler Weise tun wollte. War das noch möglich, wenn ich mich für eine bestimmte Partei einsetzte?

Dem stand entgegen, dass ein Ziel dieses Unterrichts nicht nur die Aufforderung sein sollte, sich für Politik zu interessieren, sondern auch, sich aktiv in ihr zu engagieren. Konnte ich dazu auffordern, wenn ich mich selbst enthielt? Ich bin sicher, dass sich mein Unterricht durch meine Mitarbeit im Rat zumindest aktualisierte, weil ich ‚hinter die Kulissen‘ schauen konnte und viele Abläufe besser verstehen lernte.

Vor allem der Kultur- und der Schulausschuss waren meine Tätigkeitsfelder. Mehrere Jahre war ich auch im Verwaltungsausschuss und zeitweise Fraktionsvorsitzender. Befriedigend war diese Arbeit solange ich Mitglied der Mehrheitsfraktion war, problematischer wurde es in der Opposition, als eigene Anliegen, Maßnahmen und Vorschläge oder die meiner Partei schlechter durchsetzbar wurden.

Konnte ich bei dem, was auf kommunaler Ebene zu entscheiden war, jeweils meinem Gewissen folgen oder unterlag ich nicht dem Fraktionszwang, egal, worum es ging? Politik auf kommunaler Ebene ist nach meiner Erfahrung noch überschaubar. Nur, um nichts zu beschönigen: ich stieß immer mal wieder an die Grenzen dessen, was ich verantworten konnte, wenn ich gedrängt wurde, Plänen oder Beschlüssen zuzustimmen, die ich nicht für sinnvoll hielt. Manchmal konnte ich Anträge im kulturellen Bereich jedoch auch mit meiner Fraktion durchbringen. Eine wichtige Entscheidung im schulischen Bereich konnten wir aus der Opposition heraus durchsetzen. Andere mir wichtige Maßnahmen gehörten meist zur sogenannten ‚freien Spitze‘ und waren daher schwer realisierbar. Der größte Teil des Haushalts bestand aus Pflichtleistungen wie Straßenbau etc.

In den „Ratschlägen und Fragen“ heißt es: „Nimm als Staatsbürger deine Verantwortung in örtlichen, nationalen und internationalen Angelegenheiten wahr. Scheue nicht die Mühe und Zeit, die dies erfordert.“ Dem habe ich mich gestellt.

Was mich letztlich aber veranlasste, mich aus der Kommunalpolitik zurückzuziehen, waren zum einen familiäre Gründe - stundenlange Sitzungen an mehreren Tagen in der Woche neben meiner beruflichen Tätigkeit ließen zu wenig

Zeit für die Familie - zum andern stellte ich fest, dass das Opponieren ein Teil von mir wurde, d.h., dass ich gegenüber der Mehrheit immer mehr dazu überging, Opposition um der Opposition willen zu treiben, dass ich schlecht fand, was die Mehrheit vertrat, egal, ob deren Anliegen sinnvoll oder vernünftig war. Wenn dieses auch ein ganz normales Verhalten in der Politik ist - ich konnte das letztlich nicht mehr mit meinem Gewissen verantworten. Meine 14 Jahre langen Einblicke jedoch in die Art und Weise, wie Staat und Gesellschaft bei uns funktionieren, möchte ich nicht missen und ich bin sehr viel vorsichtiger geworden im Beurteilen oder Verurteilen dessen, was Politiker tun.

Ich will nicht ausführlich auf mein Lehrerdasein eingehen, wohl aber betonen, dass ich das Glück hatte, Lehrer an einem Gymnasium in einer Kleinstadt zu sein, wo es viele schulische Probleme, die heute die Öffentlichkeit beschäftigen, nicht oder nur in geringem Maße gab. Das hat sicher entscheidend dazu beigetragen, dass ich bis zum Schluss gern unterrichtete. Dass meine Position in der Schule jedoch auch Verwaltungsarbeit beinhaltete und ich dadurch zwanzig Jahre lang für jeweils drei Jahre Schüler durch die Oberstufe begleitete und für sie verantwortlich war, kam meinem pädagogischen Anliegen entgegen. Mit vielen ehemaligen Schülern - heute zwischen 25 und 55 Jahre alt - stehe ich weiter in gutem Kontakt.

Politik in der Schule so zu unterrichten, wie ich es wollte, war in den 70er Jahren bei einem sehr konservativem Schulleiter schwierig. Aber ich stellte fest, dass ich das, was meine Einstellung zu Demokratie, Kriegsursachen, Friedensvorstellungen und deren Folgen betraf, ebenso gut anhand historischer Abläufe im Geschichtsunterricht vermitteln konnte, ohne dabei kritisiert zu werden.

Darüber hinaus bot sich mir mit meinem Fach Englisch die Gelegenheit, jungen Menschen Auslandserfahrung jenseits vom Tourismus zu vermitteln und einen Beitrag zur internationalen Verständigung zu leisten, das weiterzugeben, was ich als junger Mensch in der Quäkerschule in England und den Lagern des Internationalen Zivildienstes erlebt hatte. Dreißig Jahre war ich an unserer Schule verantwortlich für die Organisation des Schüleraustausches mit England, Frankreich und den USA, fuhr häufig mit 15-Jährigen nach England und mehrere Male mit 17-Jährigen nach Amerika. Diese Art von Zusammensein mit den Schülern unterschied sich wesentlich vom Schulalltag. Ich erlebte sie dabei ganz anders als in der Schule, sie mich wohl auch, und es waren durchweg sehr interessierte Gruppen. Mein Unterrichtsfach Englisch hatte mir ermöglicht, Schülerinnen und Schülern Türen zur Welt zu öffnen. Der Schüleraustausch bot den Schülern die Möglichkeit, das Erlernte praktisch zu erproben. Hatte ich ihnen bisher Lehrbuchwissen vermittelt, so konnten sie jetzt ihre

Fremdsprachenkenntnisse erproben und erlebten im Alltag der Gastfamilien das praktisch, was sie bis dahin nur theoretisch aufgenommen hatten. Für alle Schüler gab es so neben der kulturellen auch wichtige menschliche Erfahrungen und manche Kontakte zwischen Schülern in beiden Ländern hielten über lange Zeit, wurden Freundschaften zwischen Familien hier und dort.

6) Eine Reise nach Innen? Mitglied der Religiösen Gesellschaft der Freunde

Mein Vater war Mitglied seit 1955 und hatte mich zu ersten Andachten mitgenommen. Zumindest jene letzte gemeinsame Jahresversammlung 1961 in Eisenach besuchten wir gemeinsam.

Nach meinem Aufenthalt an der Quäkerschule in England nahm ich an den Quäkerandachten in Hannover wohl regelmäßig teil und seit Beginn meines Studiums besuchte ich auch die Andachten der kleinen Gruppe in Göttingen, zu der u.a. Cay von Brockdorff gehörte. Mich sprachen die Andachten an. Es stand für mich aber ohnehin fest, dass ich einmal Mitglied werden wollte. Irgendwie gehörte das bei den damaligen Jungfreunden dazu. Ich wollte mich jedoch nicht ohne meine Freundin Ute, die ich seit einigen Jahren kannte, einer Religionsgemeinschaft anschließen. Als sie ein Praktikum in England machen wollte, fanden wir eine englische Quäkerfamilie, die sie aufnahm und in der sie sich wohl fühlte; es war wohl ihre erste Begegnung mit den Quäkern. Anschließend stand für uns beide dann fest, dass wir nach meinem Examen als Quäker heiraten wollten.

In der Folge meines Besuches der erwähnten Jahresversammlung in Eisenach 1961 gab es für uns Jungfreunde aus Ost und West mehrere Jahre Tages-Silvester-Treffen im Büro in Ost-Berlin. Ich fühlte mich in der Gruppe wohl und habe die Treffen genossen. Sie endeten immer etwas traurig vor dem „Tränenpalast“ des Bahnhofs Friedrichstraße.

Warum wollte ich Mitglied werden? Es kam mir nie der Gedanke, mich einer der Großkirchen anzuschließen. Ich hatte zwar bestimmte Vorstellungen von ihnen, konnte mich aber nicht für sie zu begeistern, zum Teil weil sie mir in ihren Glaubensvorstellungen zu festgelegt schienen. Meine Eltern hatten die katholische, bzw. evangelische Kirche verlassen, da sie aufgrund des Einflusses der Jugendbewegung eine freiere und umfassendere Auffassung von Religion hatten und mir diese vermittelten. Auf der Waldorfschule hatte ich den allgemein-christlichen Religionsunterricht besucht.

Und die Quäker? Da war die Erinnerung an die Quäkerspeisung nach dem Krieg. Sie hatte allerdings keinen Einfluss auf meine Entscheidung, nur erinnerte ich sie als etwas Positives. Aber da war auch mein Wissen um William Penns „Heiliges Experiment“ und mir imponierte der konsequente Einsatz vieler Quäker für den Frieden und die umfassende Hilfsarbeit, auch wenn mir in den letzten 40 Jahren schon bewusst geworden ist, dass das Quäkertum mehr ist als nur eine Einstellung zur und ein Handeln in der Gesellschaft. Dennoch war mir das aus der religiösen Überzeugung erwachsene Tun besonders wichtig. Daran wollte ich mich beteiligen, so wie ich mich für das eingesetzt hatte, was der Internationale Zivildienst anstrebte.

Bei den Quäkern meinte ich Offenheit, Toleranz und – ganz wesentlich – wie erwähnt, ein Zeugnis für den Frieden mit langer Tradition gefunden zu haben. Das Handeln von Quäkern, seien es Einzelne oder Gruppen, zog sich nach meinem Eindruck wie ein roter Faden durch die 350 Jahre ihrer Geschichte. Mein Lexikon sagt über die Quäker, dass sie „umfangreiche soziale Tätigkeit, Flüchtlingshilfe, Hilfe in Hungersnöten“ geleistet hätten. Davon hatte ich profitiert, daran wollte ich mich beteiligen.

Für mich war die Entscheidung, Mitglied in der Religiösen Gesellschaft zu werden, einfach, da ich aus einem Elternhaus stammte, das meinem Schritt begrüßte. Bei Ute war es schwieriger, aber es war ihre eigene Entscheidung. So beantragten wir 1965 gemeinsam die Mitgliedschaft und heirateten im gleichen Jahr in einer Andacht. Ausschlaggebend für uns beide war sicher die längere Begegnung mit Quäkern in England.

7) Das Wirken nach außen – das soziale Zeugnis der Quäker

Der christliche Hintergrund:

Die Tradition der Sieben Werke der Barmherzigkeit.

In der Landesgalerie Hannover entdeckte ich ein Gemälde von Sebastian Vrancx von 1607, das die „Sieben Werke der Barmherzigkeit“ darstellte. Zurückgehend auf Matthäus 25,34-46, wo Jesus vom künftigen Weltgericht spricht. Es endet mit der Aussage: ‚Was ihr getan habt einem von meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan‘.

Es geht dort darum, den Durstenden zu trinken zu geben, die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden, Kranke und Gefangene zu besuchen, Pilger zu beherbergen und die Toten zu begraben. Ich sah da einen Zusammenhang mit dem, was Quäker getan haben und worum sie sich auch heute bemü-

hen. Unsere Hilfsdienste sorgen für sauberes Wasser, nicht nur in Afrika. Die Quäkerspeisung war Kern der Hilfsarbeit nach den Weltkriegen. Im Keller von AFSC stehen immer noch Kleiderpressen und immer noch wird Kleidung in Notgebiete geschickt. Quäker haben in England im Krieg deutsche Gefangene besucht, in Deutschland Carl von Ossietzky im Konzentrationslager. In einem Erdbebengebiet wurden Häuser wieder aufgebaut und wir haben hier unsern Quäker-Friedhof. Von Quäkern sagt mein Lexikon ganz allgemein, sie übten „umfangreiche soziale Tätigkeit“ aus.

Was waren die Ursprünge der Hilfsarbeit der Quäker?

Quäker im England des 17. Jahrhunderts fragten unter anderem in jeder Jahresversammlung wie viele Freunde seit der letzten Jahresversammlung inhaftiert worden seien. Die Intoleranz der Kirche führte zu Verfolgungen. 20 000 Freunde saßen 1661-1689 in Gefängnissen, mehr als 300 sollen darin umgekommen sein. Die Quäker waren eine soziale Protestbewegung, sie galten als Gotteslästerer, Ruhestörer und Aufrührer. Auch George Fox wurde einmal verurteilt, weil er einen Gottesdienst gestört hatte. Die Quäker waren damals in vielem nicht bereit, sich anzupassen und vertraten sehr konsequent ihren Glauben.

In den Anfängen glaubten die Quäker an die Erreichbarkeit der Gleichheit aller Menschen, gaben diesen Glauben jedoch auf, als die erhofften religiösen und sozialen Umwälzungen ausblieben. Damit endete die politisch betonte Protestbewegung der Quäker. Sie entpolitisierten sich und betonten dann mehr ihren rein religiösen Charakter, ohne jedoch ihr soziales Engagement aufzugeben. Quäker waren an den Reformen in englischen Gefängnissen beteiligt. In der Kolonie Pennsylvania erfolgte 1688 ein erster Aufruf gegen die Sklaverei durch die ersten deutschen Siedler, Quäker und Mennoniten aus Krefeld. 1807 setzten sich englische Quäker dafür ein, dass der englische Sklavenhandel verboten wurde und 1832 sprachen sich Quäker im englischen Parlament gegen die Sklavenhaltung aus.

Zwei Beispiele kennzeichnen das Verantwortungsgefühl der Quäker für den Umgang der Völker untereinander: William Penns Essay über die Möglichkeiten eines friedlichen Europa, dann die Abhandlung von John Bellers, in der er sich – ganz aktuell – dafür aussprach, die verhassten Russen und Türken in einen europäischen Bund mit einzubeziehen.

„Die Russen sind Christen und die Mohammedaner sind auch Menschen. Sie haben dieselben Gelegenheiten und Verhältnisse der Betätigung ihres Verstandes, um wie jene zu sein. Ihnen das Hirn auszuschlagen, um sie zu Verstand zu bringen, ist ein sehr irriges Verfahren und würde Europa zum großen Teil im

Kriegszustand belassen. Je mehr dagegen dieser staatsbürgerliche Bund ausgedehnt werden kann, um so größer wird der Friede auf Erden sein und Wohlgefallen unter den Menschen.“

Und das in einer Zeit, als die Türken eine reale Gefahr für das christliche Europa waren und mehrfach vor Wien gestanden hatten. Welch ein weiter Schritt von der sozialen Verantwortung lediglich den Glaubensbrüdern gegenüber bis zum Gefühl einer Verantwortung für das Weltgeschehen!

Wie weit nun tragen wir soziale Verantwortung, wie weit sind wir bereit, uns einzumischen, Missstände zu sehen und zu helfen, sie zu beseitigen? Es waren damals, es sind in unserer Zeit, immer Einzelne, von denen etwas ausgeht. Wie habe ich erlebt, was deutsche Freunde zu meiner Zeit getan haben und was habe ich dazu beigetragen?

8) Wie ich dazu kam, bei der Quäker-Hilfe mitzuarbeiten?

Als ich Mitglied der Jahresversammlung wurde, bestand die Quäker-Hilfe erst drei Jahre. Ich gestehe, dass ich mich damals noch nicht besonders für Hilfsarbeit interessierte. Ute und ich hatten geheiratet, ich war in meinen Lehrerberuf eingestiegen, Ute noch als Lehrerin aktiv, drei Jahre später kam unser erstes von drei Kindern zur Welt. Die Hilfsarbeit der Quäker war somit nicht unser Thema, dafür stand die Familie und wohl zu viel anderes in unserer unmittelbaren Umgebung zu sehr im Vordergrund.

Ich wusste vom großen Projekt der europäischen Quäker in der Kabylei (Algerien), vom Engagement deutscher Freunde wie Heinrich Carstens, seiner Tochter Ollie und Lena Deimling. Näher war mir aber damals das algerische Projekt des Internationalen Zivildienstes. Als dem Algerienprojekt 1974 die Unterstützung der Kindergärten in Ramallah folgte, war mir dieser Ort von 1962 her bekannt.

Nach und nach in die Arbeit der Quäker-Hilfe hineingewachsen, fasste ich die Berichte über das Algerienprojekte und die Kindergärten in Ramallah in einem Heft zusammen. Als Titel wählte ich ein Zitat aus einem Bericht von Egil Hovdenak aus Norwegen, dem Initiator des Projektes in Algerien. Er hat Jahre nach Beendigung des Projektes den Ort erneut besucht und schrieb am Ende eines Berichtes: „Die Menschen selbst hatten aufgegriffen, was wir mit ihnen begonnen hatten. Für mich war dies der Beweis, dass unsere Grundsätze richtig waren, mit den Menschen zusammenzuarbeiten, nicht für sie zu arbei-

ten. Wenn du Respekt für ihre Kultur, für sie als Individuen zeigst, werden sie dir vertrauen und dich lieben. So magst du dazu beitragen, dass sie bereit sind, Ideen der Entwicklung aufzugreifen, aber sie werden sich ihren eigenen Weg aussuchen, ihre eigenen Gedanken denken und ihre eigene Zukunft bauen. Entwicklung beginnt im Innern.“ Das zu erreichen, scheint mir ein wesentliches Ziel aller Projekte zu sein.

Lena Deimling hatte in Algerien von 1968-1970 praktische Projekterfahrung gesammelt und die Quäker-Hilfe war auch sonst Teil ihres Lebens. Mit Unterbrechungen war sie elf Jahre Vorsitzende der Quäker-Hilfe und berichtete über die Fortschritte der Arbeit in den Quäker-Hilfe-Mitteilungen. Sie hinterließ ein Erbe, aus dem lange Jahre unser Defizit gedeckt werden konnte. Sigrid Klinghammer übernahm 1981 nach Lenas Tod den Vorsitz der Quäker-Hilfe, gab aber nur ein einziges Heft der Quäker-Hilfe-Mitteilungen heraus und suchte dann jemanden, der bereit war, die



Bau des Wasserturm in Tizi Ouzou, Kabylei.

Redaktionsarbeit zu übernehmen. Aufgrund von Veränderungen meiner Aufgaben in der Schulleitung bot ich mich an, ohne zu ahnen, was da auf mich zu kam, denn ein halbes Jahr später gab Gerhard Heuser leider sein Amt als stellvertretender Vorsitzender der Quäker-Hilfe ab und ich übernahm auch diese Aufgabe, da ich ohne-

hin an allen Vorstandssitzungen teilnahm. Sigrid blieb Vorsitzende bis Oktober 1986. Sie hatte zu den Gründungsmitgliedern der Quäker-Hilfe gehört, war mit für den 1%-Mehr-Fond verantwortlich und hatte schon 1961 als Delegierte der Jahresversammlung an der Einweihung des neuen Krankenhauses in Kaimosi, Kenia, teilgenommen. „Jeder, der sie auf Mitgliederversammlungen erlebte, konnte merken, mit welchem Engagement sie hinter der Arbeit stand.“ hieß es in einem Nachruf.

1986 folgte ich Sigrid als Vorsitzender der Quäker-Hilfe. Und das bedeutete damals noch, neben der Redaktionsarbeit der Mitteilungen, zusammen mit dem Schatzmeister die Verantwortung für und Kommunikation mit allen Pro-

